

## In zehn Tagen um die Welt

*Wer andere Menschen, fremde Kulturen und neue Denkweisen kennenlernen und verstehen will, muss dafür nicht rund um die Erde reisen. Eine Fahrt in den Norden Bremens reicht. Dort, an der Jacobs University, leben junge Leute aus 93 Nationen zusammen. Die Sprache ist Englisch, das Denken global, die Nacht genauso wichtig wie der Tag. Es geht um eine bessere Zukunft, um die große Karriere oder die große Liebe.*

Jean-Charles Fays

Mitul spielt die Rolle seines Lebens. Der indische Bioinformatiker wird zum florentinischen Grafen, der Analytiker zum Romantiker. Mitul wird Claudio. Oder umgekehrt. William Shakespeares Original-Textzeilen aus „Viel Lärm um Nichts“ interessieren den 20-jährigen Elite-Studenten dabei nur noch wenig. Mit fester, dunkler Stimme und leichtem Hindi-Akzent schmettert er seine persönliche Interpretation so inbrünstig in den Innenhof des Universitätstheaters, dass das Echo von den Wänden mit einer ebensolchen Wucht zurückschallt. Claudio ist entsetzt, enttäuscht und wütend, und Mitul ist es deshalb auch.

In der Probenpause der Hochzeitsszene, in der Claudio seine Verlobte Hero der Untreue bezichtigen muss, erzählt Mitul, dass sein Herz heute genauso brechen würde. Er könne verstehen, wie der Held gefühlt haben muss, auch wenn es ihm bisher nicht so gegangen ist. Mituls Hero hieß noch vor wenigen Monaten Steffi, und es sah eine Zeit lang so aus, als hätte er wie sein Bruder Premwir die Frau seines Lebens an der Jacobs University gefunden.

Acht Monate währte die Beziehung zwischen dem Inder und der Deutschen, die im selben Jahrgang studiert. Doch dann war Schluss, auch, weil Mitul hohe Anforderungen an seine künftige Ehefrau hat: „Ich brauche jemanden, der genauso hart arbeitet wie ich, der genauso gern mit seiner Familie zusammen ist und genauso gern mit mir in ein anderes Land ziehen würde“, sagt er, und die Jacobs University hatte ein Paar weniger.

Familiengeschichte wiederholt sich eben doch nicht: Bruder Premwir wird Shaddra, die er vor acht Jahren genau hier, im ersten Semester kennenlernte, demnächst heiraten. Der Inder, der sich in Bremen-Nord in ein Mädchen aus Nepal verliebt. Das ist eine von vielen Geschichten aus der Welt, in der ich jetzt für zehn Tage lebe. Aus der Welt der Jacobs University.

Mitul ist der erste, den ich hier kennenlerne. Er trägt ein T-Shirt mit der Aufschrift Mituls „Make love, not war“ („Mach Liebe, keinen Krieg“). Auch sein restliches Outfit passt abgesehen von der Brille so gar nicht zu dem gängigen Bild des indischen Informatik-Freaks. Er hat knielange olivgrüne Shorts an und spaziert, während er laut seinen Shakespeare-Text liest, barfuß über eine Wiese.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dafür, dass Mitul an der Elite-Uni auch gern mal – ehrfürchtig ob seines Intellekts – „graue Eminenz“, oder – um ihn zu foppen – „MyTool“ (in Anlehnung an seinen Vornamen, übersetzt: „Mein Werkzeug“) genannt wird, hätte man auch einen anderen „room mate“ („Zimmernachbarn“) als Franklin Ezeana an seiner Seite erwartet. Entschuldigen Sie die vielen englischen Begriffe. Das ist die Landessprache, hier in Bremen Nord.

Frank, wie ihn die meisten nur nennen, ist mit seinen auf 1,90 Meter verteilten 108 Kilo rund 20 Zentimeter größer und 40 Kilo schwerer als Mitul. Der nigerianische Koloss war früher im Rugby-Team, trat aus diesem aber zurück, nachdem er einen Gegner unbewusst so heftig gecheckt hatte, dass dieser mit mehreren Rippenbrüchen ins Krankenhaus eingeliefert werden musste. Jetzt macht Frank lieber Kraftsport im Fitness-Center, das einige Meter außerhalb des abgesperrten Campus` liegt. „Das ist gesünder für mich und die anderen“, sagt er.

Zusammen wirken Mitul und Frank wie die indisch-afrikanische Version von Asterix und Obelix. Die beiden kamen zu Studienbeginn, wie alle, zufällig zusammen auf ein Zimmer und verstanden sich trotz – oder vielleicht gerade wegen – ihrer unterschiedlichen Charaktere auf Anhieb blendend. Inzwischen hat man längst Gemeinsamkeiten entdeckt, etwa das nächtliche Büffeln für die Prüfungen. „Nachts finden wir die Ruhe, die wir am Tag nicht haben. Der Tag ist doch gerade im Frühjahr viel zu schön, um zu studieren“, sagt Mitul. Das holen Frank und er in den Abendstunden nach – und haben dafür ein perfektes System entwickelt. Wenn sich Mitul beispielsweise um zwei Uhr nachts aufs Ohr legt, dann nie ohne Frank vorher Bescheid zu geben, dass er ihn nach spätestens 20 Minuten wecken soll. Mitul nennt diese Prozedur „power nap“: ein Nickerchen, um Kraft zu tanken für möglichst langes Lernen. Denn erst zwischen drei und fünf Uhr ist die Arbeit der beiden erledigt, wenige Stunden später müssen sie oft schon in der nächsten Vorlesung sitzen. Wer lange schlafen will, ist falsch an der Jacobs University, das lerne ich schnell.

So ähnlich die beiden sich in der Nacht sind, so unterschiedlich sind sie tagsüber. Während Frank sich nach Seminaren mit DVDs entspannt, kommt Mitul erst so richtig auf Touren: Er geht zu Sitzungen des Studentenparlaments, dessen Vizepräsident er ist, leitet eine studentische Unternehmens- und Management-Gesellschaft, die er selbst gegründet hat, und arbeitet nebenbei zehn Stunden wöchentlich für eine Bremer IT- und Unternehmensberatung. Womit klar ist, was er damit meint, dass der Tag zum Studieren zu schön ist . . .

Dass sein Studium mit seiner Arbeit nichts zu tun hat, stört Mitul dabei wenig. In „Computational Biology“ forscht er mit Genen, simuliert das biologische System am Computer und schreibt Programme, um zu analysieren, wie das Gehirn funktioniert. „In diesem Studiengang lerne ich analytisches Denken. Das lerne ich in der Betriebswirtschaftslehre nicht. Computational Biology trainiert mein Gehirn, in mehrere Richtungen zu denken. Und das ist später entscheidend“, sagt er. „Alles andere kann ich mir anlesen.“

In die Forschung möchte er nach dem Studium trotzdem nicht. „Das ständige Sitzen im Labor wäre mir zu langweilig. Ich will Unternehmer werden.“ In zehn oder fünfzehn Jahren möchte Mitul als gemachter Mann nach Indien zurückkehren, dort eine Familie

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

gründen und helfen, die indische Wirtschaft voranzutreiben. „So wie Ratan Tata“, sagt er.

Der indische Topmanager und Erfinder des ersten 1700 Euro-Autos ist sein Vorbild.

Shinta Harsana, eine deutsch-indonesische Freundin, hat noch keine so konkrete Vorstellung von ihrer Zukunft. Mitul hält ihren „business plan“, den sie für einen Wettbewerb bei seiner Studentenorganisation eingereicht hat, für „herausragend“. Shinta plant, mit Studenten eine Werbeagentur an der Jacobs University aufzubauen. Nach dem Abitur hat sie in einem dreimonatigen Praktikum bereits Erfahrungen mit Layout und Grafik gesammelt, und die Kosten für ein solches Unternehmen auf dem Campus „sehr realistisch eingeschätzt“, wie Mitul lobt. „Mit der musst du unbedingt sprechen“, sagt er mir.

Als ich Shinta um ein Gespräch am Rande eines Fußballturniers einlade, das gerade auf dem Campus läuft, knüpft sie daran eine Bedingung. Ich soll vorher zu einem von ihr organisierten Vortrag über „Fair Trade“ ins Hauptgebäude kommen. Das vor zehn Jahren umgebaute Offizierskasino ist das Prunkstück der Jacobs University und verleiht ihr einen Hauch von Harvard. Der Vortrag soll um 11.30 Uhr beginnen, doch außer Shinta, zwei Studenten, den Referenten und mir ist niemand da, was an einem Sonnabend aber normal zu sein scheint. Shinta sagt, warum: „Die akademische Viertelstunde gehört zum Jacobs-Stil.“ Tatsächlich treffen exakt nach fünfzehn Minuten zehn, zwölf Nachzügler ein, die ihre Verspätung und ihr verkatertes Aussehen damit entschuldigen, dass sie gestern mit ihrem Team bereits in der Vorrunde aus dem Interkontinentalen Fußball-Turnier geflogen seien und ihren Frust im Anschluss bei einer Spontan-Party ertränkt hätten. Shinta ist dann auch die Einzige, die an den Lippen der Referenten klebt. Auch sie würde später gerne für eine gemeinnützige Organisation wie „Fair Trade“ arbeiten.

Sie erzählt, dass sie nach dem Abitur einmal für drei Monate ein Marketing-Praktikum in Münster gemacht hat. „Das war mir einfach zu stumpf. Eigentlich ist es eine Frechheit, dass für solche Arbeit Geld verlangt wird.“ Damals habe sie gemerkt: „Business bringt die Welt nicht weiter.“ Management und BWL-Studiengänge seien eindimensional. Da gehe es nur darum, sich gut zu verkaufen und aus sozialen Netzwerken seine Vorteile zu ziehen. „Die derzeitige Weltwirtschaftssituation ist doch der beste Beweis für das Versagen der BWL“, sagt sie. Man müsse ein Problem, wie es der kulturtheoretische Ansatz lehre, aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten, damit die beste Lösung herauskomme. Die Profitmaximierung für ein paar Wenige könne nicht das oberste Ziel sein, es müsse möglich sein, dass alle etwas von den Unternehmensgewinnen haben. Oder? Ich nicke.

An die Jacobs University kam die Abiturientin, Note 1,6, durch ein Vollstipendium der Vodafone-Stiftung. Das Förderprogramm für junge Menschen mit Migrationshintergrund an deutschen Privathochschulen zahlt ihr die kompletten Studiengebühren von 18 000 Euro pro Jahr. Die 20-Jährige studiert „Integrated Social Sciences“ („Integrierte Sozialwissenschaften“), einen Studiengang, der alles vereint, was sie jemals interessiert hat: Politik-, Sozial-, Kommunikationswissenschaften und Volkswirtschaftslehre. Fasziniert ist Shinta vor allem vom Seminar „Comparing Mass Communication Systems“, indem sie lernt, wie das politische System sich in Massenkommunikationssystemen ausdrückt. Alles auf Englisch, wie gesagt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Für dieses Thema besonders sensibilisiert ist sie durch die Situation in der Heimat ihrer Großeltern: „Indonesien ist leider eines der korruptesten Länder der Erde.“ Darunter musste sie bereits als Kind leiden, wenn sie mit ihrer Familie in der Heimat zu Besuch war. Diktator Suharto hatte ihrem Vater die indonesische Staatsangehörigkeit entzogen, nachdem dieser über 20 Jahre im politischen Exil in der kommunistischen Sowjetunion studiert und gearbeitet hatte.

Trotzdem ist ihr Vater im größten muslimischen Land der Welt bis heute ein einflussreicher Mann, der gute Kontakte zu indonesischen Parlamentariern hat. „Er ist ein Mensch, der die Möglichkeit nutzt, etwas im Leben zu verändern.“ Für diesen Mut bewundere sie ihn, sagt Shinta, und ihre Augen glänzen: „Mein Vater ist mein Vorbild.“ Er sei ihr Antrieb, alles Wissen, das sie bis zur Graduierung an der Jacobs University erwirbt, zu nutzen, um aus der großen Welt da draußen eine bessere zu machen.

Dass die kleine Welt hier drinnen gerade aus den Fugen zu geraten scheint, weil das Halbfinale des „Intercontinental Football Tournament“ ins Elfmeterschießen geht, nimmt sie kaum wahr. Vielleicht interessiert sie sich, anders als ich, auch einfach nicht für Fußball.

Dem afrikanischen Fußballer Imnet Edossa geht es da ganz anders. Nachdem sein Teamkollege Tobi Oni beim Stand von 3:3 kurz vor Ende der Verlängerung die letzte Großchance vergeben hat, stehen ihm die Haare buchstäblich zu Berge und lassen seinen Afro, der den Schlaks ohnehin schon 20 Zentimeter größer macht, noch mächtiger erscheinen. Elfmeterschießen! Anspannung, Hochspannung, die sich erst entlädt, als Abwehr-Koloss „Ike“ den letzten Strafstoß zum 8:7 in die Maschen drischt. Danach tanzt Imnet mit seinem Team und 30 Fans. Sie rufen „Yes, we did!“, so wie Barack Obama es nach seinem Wahlsieg in den USA getan hatte. Und sie tanzen wild im Kreis.

Erst nach dem ausgelassenen Jubel hat der schwer atmende Äthiopier Zeit für mich. Ich spreche ihn auf seine Frisur, auf DIE Frisur, und Imnet sagt: „Ich bin mit meinem Afro in Äthiopien aufgewachsen und trage ihn mit Stolz.“

Außerdem genießt er den Schutz, den ihm die Haarpracht beim Fußballspielen bietet: „Das ist wie ein Helm, mit dem ich mich ohne Angst in jedes Kopfballduell und jeden Zweikampf schmeiße“, sagt er und lacht.

Wenig später, auf der Party zum Ende der „Woche des Afrikanischen Kulturerbes“, ist Imnet gedanklich bereits beim Finale: „Das ist morgen nicht irgendein Spiel. Darauf haben wir uns seit drei Monaten vorbereitet. Wir wollen Revanche.“ Zwischen den Teams von Afrika und Bulgarien herrsche seit mehreren Jahren eine große Rivalität. 2007 gewann die afrikanische Mannschaft das internationale Fußballturnier im Finale gegen die Bulgaren. 2008 verlor Afrika gegen die fortan zum größten Teil für das Team „Europa Pink“ spielenden Bulgaren im Halbfinale. „Jetzt sind wir wieder an der Reihe“, sagt der sonst so lockere Imnet mit nun funkelnden Augen.

Innets wilde Entschlossenheit vom Vorabend spiegelt sich am nächsten Tag auch in den Gesichtern seiner Mannschaftskollegen wider. Bei der Taktikbesprechung eine Viertelstunde vor dem Endspiel spürt Innets Freund Tobi Oni, dass die Anspannung gefährlich werden könnte. Der Nigerianer ermahnt sie: „Lasst das Gerede mit dem Gegner. Wir konzentrierten uns nur auf uns selbst!“

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Eine Stunde später stellt sich heraus: Tobis Warnung ist nicht angekommen. Nachdem „Europa Pink“ durch zwei Tore des Deutschen Maurizio Rauschenbach in Führung gegangen ist, kommt es in der Halbzeitpause zum Eklat, den selbst der Vize-Präsident der Jacobs University, Alexander Ziegler-Jöns, nicht verhindern kann.

Das afrikanische Team entscheidet sich, die zweite Halbzeit zu boykottieren. Als Protest gegen den Schiedsrichter, von dem sie sich ungerecht behandelt fühlen. Ziegler-Jöns sagt daraufhin beschämt: „Wenn die Afrikaner meinen, dass sie, nur weil sie schwarz sind, benachteiligt werden, dann müssen wir das anders regeln und vielleicht künftig ganz auf dieses Fußball Turnier verzichten.“

Auch der Doppel-Torschütze Rauschenbach schüttelt über das Benehmen des Gegners nur den Kopf: „Hier auf dem Campus bestätigen sich die Vorurteile gegen andere Kulturen eben in jeder Hinsicht. In positiver, weil die Afrikaner coole Typen sind und echt geile Feste feiern, in negativer, weil sie sehr emotional sind und zur Cliquenbildung neigen. Wir Deutschen erfüllen da wahrscheinlich eher das Klischee, ziemlich ernst und gut organisiert zu sein.“

Während bei der Siegerehrung der Pokal für den zweiten Platz nicht vergeben wird, jubeln die Afrikaner mit ihren Fans am Spielfeldrand, als ob sie das Turnier gewonnen hätten. Innerlich sieht es bei Tobi anders aus: „Ich wollte trotz des schlechten Schiedsrichters weiterspielen, aber ich wurde in der Halbzeitpause überstimmt. Ich versuche, das jetzt zu vergessen und mich auf mein Studium zu konzentrieren. Das ist wichtiger als das blöde Spiel. Was aus meinem Leben wird, entscheidet sich nicht auf dem Platz.“

Kristin Fedeler, die beim Fußballturnier neben mir als eine der wenigen Weißen bei den afrikanischen Fans steht, versucht den Spielabbruch zu erklären: „Die Afrikaner sind sehr stolze Menschen, die sich nicht gern demütigen lassen. Natürlich sind sie dabei manchmal auch zu emotional und schießen übers Ziel hinaus. Aber man muss eben einfach versuchen, das zu verstehen.“ Wie wichtig Toleranz sei, lerne man bei solchen Situationen genauso wie diplomatisches Geschick. Da ist der Campus in Bremen-Nord die beste Vorbereitung auf das Leben in einer globalisierten und vor allem in einer multikulturellen Welt.

Toleranz und Diplomatie: Genau diese Eigenschaften sind auch in Kristins Seminar „Law and justice in comparative perspectives“ („Recht und Gerechtigkeit aus vergleichenden Perspektiven“) gefragt. Die 20-Jährige spielt darin jedoch nicht ihre Parade-Rolle der Verteidigerin, sondern die einer Anklägerin.

In der simulierten Gerichtsverhandlung gegen Osama bin Laden versucht sie die 16 Richter der Vereinten Nationen von dessen Schuld am Anschlag auf das World Trade Center in New York am 11. September 2001 zu überzeugen, bei dem mehr als 3000 Menschen ihr Leben verloren. Ihr Gegenüber ist der Tariq Tobias Omarshah aus Simbabwe, der den Angeklagten verteidigen muss.

Das Problem in dem Prozess: Osama bin Laden lässt sich vor Gericht nicht entlocken, dass er konkret hinter den Anschlägen steckt, sondern nur, dass die Muslime dieser Welt „im Namen Allahs“ gehandelt haben. Der amerikanische Jura-Gast-Professor, James E. Lennertz, ist nach dem ersten Verhandlungstag, der wochenlang vorbereitet wurde, zufrieden: „Die Studenten passen ihre Rollen und ihr Verhalten gut

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

den jeweiligen Situationen an“, sagt er und weiter, über den besonderen Charme der Jacobs University: „Es ist ein Privileg, Menschen aus der ganzen Welt zu unterrichten, weil sie in der Lage sind, die speziellen Blickwinkel ihres eigenen Landes zu vertreten. Das hier ist eine wunderbare Erfahrung.“

Der erst 18 Jahre alte Tariq nimmt mich im Anschluss an das Seminar zum Debattierclub mit. Obwohl die meisten Studenten dort Englisch nicht als Muttersprache haben, drücken sie sich bei der Debatte über das Presserecht eloquenter aus als ich in meinem Auslandssemester in den USA viele Amerikaner habe reden hören. Von mir ganz zu schweigen.

Tariq bekommt die Aufgabe, den unpopulären Standpunkt zu vertreten, dass die Polizei die Presse kontrollieren und die Herausgabe von Recherche-Quellen erzwingen können muss. Als ein Argument dafür führt er an, dass so Schmierenkampagnen, die zum Zweck der Auflagensteigerung inszeniert würden, vereitelt werden könnten. Ein Kanadier und eine Hongkong-Chinesin ergreifen Partei für die Presse als unabhängige vierte Macht, die ihrerseits die Staatsgewalt kontrollieren und daher die Freiheit haben muss, Quellen geheim zu halten.

Trotz der schlechteren Ausgangsposition gewinnen Tariq und sein deutscher Partner Jakob das Debattier-Duell, weil sie ihren Standpunkt souveräner vertreten. Mich wundert das nicht. Tariq hat mir erzählt, dass er der Sohn eines Diplomaten ist. Und auch sonst ist er etwas Besonderes. Nicht nur weil er in der Schule eine Klasse übersprungen hat und seitdem immer, auch an der Jacobs University, zu den Jüngsten gehört.

Tariq mag es einfach, „anders zu sein als die anderen“. Es ist zu seinem Markenzeichen geworden. Während die anderen Fußball spielen, Partys feiern oder Computer spielen, unterrichtet der 18-Jährige Kinder in Englisch, pflegt Senioren im Altenheim, geht in Museen, spielt Theater oder liest historische Bücher. Seine Lieblings-Lektüre ist Homers Odyssee: "Mich fasziniert es, mich über das Lesen mit Autoren wie Homer in Beziehung zu setzen, die ihre Geschichte vor Tausenden von Jahren aufgeschrieben haben.“ Es reizt ihn, herauszufinden, „welch interessante Ansichten diese Menschen schon damals hatten.“

Der Afrikaner, der mit seiner wilden schwarzen Mähne, Kapuzenpullover und Milchgesicht trotz seines Einser-Abiturs am United World College (UWC) in Wales eher wie ein Lausbub als ein Streber wirkt, kam durch Jan Eichhorn zur Jacobs University. Der blonde Deutsche, der am UWC zwei Jahre früher die Hochschulreife erlangte, hatte Tariq kurz vor seinem Abschluss von der mit einem Ausländeranteil von 75 Prozent ähnlich ausgerichteten Bremer Elite-Institution erzählt. Als Präsident des Studentenparlaments ist Jan inzwischen zu Tariqs Vorbild geworden. Irgendwann will er, der natürlich jüngstes Mitglied im Studentenparlament ist, in Jans Fußstapfen treten. Doch die sind groß.

Jan selbst redet nicht gerne darüber, dass andere zu ihm aufschauen: „Jeder Mensch hat doch Schwächen.“ Er beispielsweise, sei manchmal zu perfektionistisch, verlange von sich und seinem Umfeld zu viel – was auch sonst an der Jacobs University? „100 Prozent geht nicht immer. Damit muss ich lernen umzugehen“, sagt er, der in einem Land zur Welt gekommen ist, in dem sein jetziger Werdegang und der Kontakt zu so vielen Menschen aus unterschiedlichen Nationen unmöglich gewesen wäre. Jan wurde

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

1987 in der DDR geboren. Seine Eltern, der Vater ist Geschäftsführer bei einer Verpackungsfirma, die Mutter im öffentlichen Dienst der Stadt Magdeburg, haben ihn neugierig auf die Welt gemacht und ihm beigebracht, Dinge kritisch zu hinterfragen. Sich selbst eingeschlossen.

Gelegentlich überschätzt er sich, sagt Jan weiter, und bekleide zu viele Ämter auf einmal. Und er müsse lernen, sich damit zu arrangieren, dass nicht jeder „seinen Arbeitsstil pflegt“, wie er es diplomatisch ausdrückt. Eine Kommilitonin sagt es anders, direkter, und es ist ein Lob: „Jan ist ein echter Leader, arbeitet schnell, ist perfekt strukturiert und bekommt Hundert Dinge an einem Tag hin.“

Schon früh stellte Jan diese Führungsqualitäten unter Beweis: Als 14-jähriger war er bereits Schülervertreter in seinem Magdeburger Gymnasium, dann Landesschülervertreter, wurde Schülervertreter im BAföG-Beirat der damaligen Bundesbildungsministerin Edelgard Buhlmahn. Mit ihr hat er damals übrigens daran mitgewirkt, ein neues Auslands-BAföG-Gesetz durchzusetzen und mir vor fünf Jahren somit indirekt auch mein Auslandssemester in den USA ermöglicht – wofür ich dem sechs Jahre jüngeren Mann sehr dankbar bin.

Wenn alles funktioniert wie geplant, dann ist der 22-Jährige, nachdem er heute als einer der Jahrgangsbesten seinen Bachelor an der Jacobs University feiert, bereits in drei Jahren Doktor der Sozialwissenschaften. Dafür macht er ab September an der Universität von Edinburgh einen PhD-Studiengang (Philosophiae Doctor-Studiengang, Doktorgrad in englischsprachigen Ländern), der es Hochbegabten wie Jan aufgrund besonderer akademischer Leistungen erlaubt, den Master-Studiengang zu überspringen. Auch wenn dieser Werdegang auf den ersten Blick anmutet wie der eines eindimensional orientierten Karrieristen, strebt Jan genau nach dem Gegenteil: nach Gleichgewicht durch Vielfalt.

Alles findet in seinem dicht gestaffelten Terminkalender seinen Platz: die wissenschaftliche Theorie, die Kreativität beim Singen im Chor oder beim Theaterspielen, der körperliche Ausgleich beim Tennis sowie das Entspannen beim Feiern mit Freunden. „Es ist alles eine Frage des Zeitmanagements“, sagt Jan nüchtern und ergänzt schmunzelnd: „Und wenn es mal knapp mit der Zeit wird, dann spare ich eben am Schlaf. Da lässt sich immer etwas abzwacken.“

Das kenne ich schon.

Nachdem er seine Bachelor-Abschlussarbeit abgegeben hat, gehen wir in sein Zimmer. Wenn man einbezieht, wie es im Eingangsbereich seiner Zweier-Wohngemeinschaft aussieht, hat er mich vorhin, als es um sein Zeitmanagement geht, angelogen. Wahrheitsgemäß hätte es heißen müssen: „Dann spare ich eben am Schlaf, beim Aufräumen und Wegbringen der Pfandflaschen.“ Im Flur stehen vier Kisten Bier, daneben rund ein Dutzend leerer Flaschen.

Alles zusammen macht Jan nicht gerade unsympathischer.

Und sein Zimmer ist aufgeräumt. Die Bilder an der Wand lassen auf einen genauso abenteuerlustigen wie bodenständigen Charakter schließen. Ein Poster von der untergehenden Sonne in der Savanne erinnert ihn beispielsweise an einen seiner Urlaube als Englischlehrer in Tansania. Solche Reisen unternimmt er fast jeden Sommer. Andere Ziele waren Nigeria, wo er einen Monat behinderte Kinder

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

unterrichtete, oder Russland, wo er rund zwei Monate ein Umweltprojekt unterstützte. Finanziert hat er die Flüge mit Geld, das eigentlich für seinen Führerschein geplant war. Aus Autos macht er sich ohnehin nichts. Seine meistgenutzten Transportmittel sind das Flugzeug und die Bahn.

Neben Reisen liebt Jan Musik: „Sie ist für mich ein emotionales Fenster, durch das ich meine von der quälenden Logik des Alltags unterdrückten Gefühle herauslassen kann“, sagt er und klingt nicht wie ein Elite-Student, sondern wie ein Philosoph. Ich bin einmal mehr beeindruckt und gerade dabei, mir eine schlaue Erwiderung zu überlegen, als sein Telefon klingelt.

„Deswegen studiere ich lieber in der Bibliothek“, sagt Jan und ich verstehe, was er mit der quälenden Logik des Alltags gemeint haben muss. Seine Stimme hat sich verändert, sie klingt genervt. In dieser Tonlage hat er auch einmal versucht, die Mitglieder des Studentenparlaments zur Ordnung zu rufen, als die sich vor Lachen kringelten, nachdem ein Maikäfer von der Decke auf seinen Kopf geflogen war und partout nicht von ihm lassen wollte.

Es soll nicht die letzte Unterbrechung unseres Gesprächs bleiben. Eine Freundin nach der anderen ruft an. Aus drei Metern Abstand höre ich ein Juchzen. Zwei Studentinnen kreischen durchs Telefon, dass sie gerade ihre „Thesis“ – die zum Ende des Studiums einzureichende Abschlussarbeit – abgegeben haben. Jan hat sie seinem Professor bereits 15 Stunden vor Abgabeschluss gemailt.

Eigentlich hat man von den vier deutschen Sozialwissenschaftlern in seinem Jahrgang aber auch nichts anderes erwartet, denn zu Deutschlands Image auf dem Campus gehört Pünktlichkeit, Pflichtbewusstsein, Ordnungsliebe und Struktur genauso wie Bratwurst und Kartoffeln. Da ist die kleine Welt hier drinnen nicht besser als die große da draußen. Mit dem Unterschied, dass sich Vorurteile auf dem kleinen Raum besser und schneller auflösen lassen.

Es ist Mitternacht, als Jan und ich zu der inoffiziellen Bachelor-Thesis-Party stoßen. Mituls Ex-Freundin Steffi hat in ihre Wohngemeinschaft eingeladen und stilvoll stoßen wir mit Sekt an. Danach dreht sich das Gespräch um Vorurteile gegen die Jacobs University, nein genauer: Gegen die, die auf der Universität studieren beziehungsweise, und damit sind wir bei einem der größten Klischees, die sich das leisten können.

„Es ist nicht wahr, dass hier nur Bonzenkinder studieren können“, sagt Steffi. Das Gegenteil sei richtig: „Die meisten haben hier ja doch ein Stipendium und nur wenige müssen die vollen 18 000 Euro pro Jahr bezahlen.“ Sicher seien unter den Studenten auch welche aus reicheren Elternhäusern, aber wenn, dann würde man ihnen das nicht ansehen: „Das trägt hier keiner zur Schau.“ Und darum geht es auch nicht an der Jacobs University.

Eine Darmstädter Studentin und ein Münchner Student sitzen ohne Anzeichen von Sympathiebekundungen vor einem Fernseher, der gerade einmal so groß ist wie Bierkasten: „Für das Spiel extra die Leinwand aufzubauen, wäre zu aufwendig gewesen“, sagt die 21-jährige Nadine Bode. Der einzige Lichtblick der zweiten Halbzeit ist, dass noch ein Bulgare im Werder-Trikot dazustößt. Das war´s.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Hier in der „bubble“ ist man anscheinend stets irgendwo auf der Welt: manchmal in Afrika, manchmal in Amerika, manchmal in Spanien, manchmal in England, aber anscheinend nur sehr selten in Deutschland und so gut wie nie in Bremen. Wenig scheint so weit weg wie der Alltag, der sich außerhalb des Bremer +Campus abspielt.

Passend zum deprimierenden Abend gewinnt der Hamburger SV das Spiel auch noch mit 1:0. Trösten kann ich mich nur damit, dass mich Shinta zu ihrer Geburtstagsparty eingeladen hat, bevor wir gemeinsam zur Einweihungsfeier des neuen „College Nordmetall“, finanziell unterstützt von dem gleichnamigen Arbeitgeberverband, weiterziehen.

Ich trage der Weltverbesserin ein paar aufmunternde Zeilen in ihr ausgelegtes Poesie-Album und schon wollen ihre Gäste wieder aufbrechen gen Party, der sie das Motto „Nerd-metall“ (Nerd steht im Englischen für „Freak“ oder „Fachidiot“) verpasst haben. Viele sehen daher aus wie der amerikanische Komiker Steve Urkel, der als Nerd-Prototyp gilt. Seine Markenzeichen – mit dem Hosenträger bis über den Bauchnabel hochgezogene Jeans, weiße bis zu den Knien hochgezogene Socken, Hochwasser-Hosen sowie eine überdimensionale Brille – sind heute Abend somit besonders chic.

Ein Bulgare erklärt mir: „Die neuen College-Bewohner müssen sich erstmal einen gewissen Status erarbeiten. Solange müssen sie damit leben, dass wir sie auch mal foppen.“ Die Wohnheim-Rivalität ist vergleichbar mit der rivalisierender Fußball-Clubs, allerdings ist sie immer harmlos und meist witzig.

Zu der „Nerd“-Verunglimpfung des neuen Sponsors, der für die Namensgebung des früheren „College 4“ immerhin zehn Millionen Euro gespendet hat, gibt sich der Vize-Präsident der Jacobs University, Alexander Ziegler-Jönsch, auf der Party betont gelassen: „Einerseits wird man da bald nicht mehr drüber reden und andererseits zeigt das doch, dass hier Leben in der Uni ist.“

Und wie. Ich erfahre das einmal mehr, als ich gegen drei Uhr eine deutsche Studentin befrage, was sie als Einheimische an der Jacobs University reizt. Wir sprechen gerade eine Minute, da fühlt sich davon anscheinend ihr Freund gereizt. Er rennt auf mich zu und kommt erst zwei Meter vor mir durch vier an ihm zerrenden Kommilitonen zum Stillstand.

Mit hochrotem Kopf starrt er mir ins Gesicht, während ich die Deutsche erschrocken frage: „Kennst du den?“ Mit dem Finger gen Ausgangstür zeigend signalisiert sie mir: „Entschuldigung, ja. Er hat zuviel getrunken. Es ist wohl besser, du gehst jetzt.“ Auch wenn mir die Situation dadurch nicht verständlicher wird, verlasse ich die Party unter Geleitschutz eines Deutschen. Der Peruaner rennt mitsamt seiner ihn haltenden Meute im Schlepptau rund 50 Meter hinter mir und meinem Bodyguard her, droht mir und schlägt im Vorbeilaufen kurzerhand eine Fensterscheibe kaputt. Mit einer Erfahrung reicher lege ich die letzten Meter zu meinem Zimmer zurück: kulturwissenschaftliche Praxiseinheiten können auch wenig völkerverständigende Wirkungen haben.

Als ich Lukas Friedemann, einem anderen deutschen Studenten, am nächsten Morgen beim Frühstück in der „Cafeteria“ den Vorfall schildere, erzählt er mir von seinen Erfahrungen, die er nach dem Abitur in seinem einjährigen Aufenthalt in Bolivien gemacht hat.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Lukas sagt: „Eifersucht ist Teil der lateinamerikanischen Kultur. Viele sehen ihre Frau dort als ihr Eigentum an. Das kann in Zusammenhang mit Alkohol schon zu so einer Reaktion führen.“ Aus diesem Blickwinkel hatte ich die Angelegenheit noch gar nicht betrachtet und bedanke mich bei ihm für die kulturwissenschaftliche Praxislektion Nummer drei. Außerdem: Das Gleiche hätte mir bei einer richtigen Reise um die Welt überall passieren können – und wäre vermutlich nicht so glimpflich abgegangen.

Meine Reise nähert sich dem Ende. Und obwohl ich am Tag vor meinem Auszug aus der Jacobs University versuche, weitere physische Duelle zu umgehen, habe ich noch einen Wettstreit offen. Auf der „Nerd-Metal“-Party habe ich mit dem Turkmenen Arslan Berdimuradow bei einer Cola an der Bar ausgemacht, dass wir uns in der darauf folgenden Nacht im Tischtennis messen.

Schließlich trägt der Logistik-Student den Titel „Jacobs University Table Tennis Champion 2008“. Ihn herauszufordern, das wollte ich mir als ehemaliger Vereinsspieler natürlich nicht nehmen lassen. Um Mitternacht ziehen wir – für nachtaktive Jacobs-University-Studenten nicht ungewöhnlich – an die Platte. Ich bin gar nicht müde. Hat sich mein Körper nach neun Tagen schon umgestellt? Werde ich mich nach der Rückkehr nach Bremen erst wieder einen normalen Rhythmus gewöhnen müssen? Ist das die Jacobs-University-Variante der Zeitumstellung? Ich muss mich konzentrieren, der Tischtennis-Champ wartet.

Obwohl jeder Punkt hart umkämpft ist und wir auf gleichem Niveau spielen, bin ich überrascht, wie ruhig Arslan bleibt. Ich höre ihn kein Mal schreien und er lobt fast jeden meiner Punkte, wohingegen ich den Frust über fast jeden zweiten meiner Fehler herausposaune. Arslans muslimischer Glaube gibt ihm anscheinend das, was mir fehlt: innere Ruhe.

Ganz ruhig ist es zwischen uns beiden jedoch erst nach eineinhalb Stunden und einem, wie ich finde, gerechten 2:2. Wir gratulieren uns zu unseren Leistungen und dann möchte ich, durchgeschwitzt wie ich bin, eigentlich nur noch ins Bett.

Als ich mich außen ums „Mercator-College“ zu meinem Zimmer schleppe, laufen mir zufällig Jan und seine norwegische Freundin Lina über den Weg. Sie gehen zu einem nächtlichen Shisha-, Gitarren- und Gesangs-Kreis. Auf einem Tisch in der Mitte thront die arabische Wasserpfeife und abwechselnd ziehen der Deutsche Jan, die Norwegerin Lina, die Amerikanerin Glenna, der Venezolaner André und der Kanadier Taylor daran. Taylor ist es auch, der auf seiner Gitarre Songs der amerikanischen Metal-Band Metallica spielt, die er als Jugendlicher in einer kanadischen Rockband gelernt hat. Im Kreis singen sie dazu im Chor.

Wortlos stelle ich mich hinter den Gitarristen. Das Bild ist einmalig, die Stimmen und die Stimmung sind anrührend. Ich würde gern mitsingen, aber ich kann nicht. Ich höre zu und, tatsächlich, ich werde traurig, dass morgen alles vorbei ist.

Bewegungslos beobachte ich die Fünf. Jeder Einzelne repräsentiert für sich die Kultur seines Landes. Die Amerikanerin Glenna hat ihre Baseball-Cappy genauso tief ins Gesicht gezogen wie die Kapuze ihres roten Pullovers. André Navarrete Berges aus Venezuela hat sich in einen dicken, grobmaschigen, dunkelblauen Pulli gemummelt und trägt um den Hals einen Kikoi, einen multifunktionalen Schal, der in afrikanischen und südamerikanischen Gefilden auch als Herrenwickelrock benutzt wird.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Der naturverbundene Kanadier Taylor hat eine schlichte blaue Jeans und einen unauffälligen grauen Pullover an. In seiner Heimat macht man sich nicht soviel aus Mode. Musik steht bei seinen Landsleuten dagegen hoch im Kurs. Er hat wenige Freunde, die kein Instrument spielen. „Besonders viele Kanadier spielen Gitarre. Sie ist mein emotionales Fenster“, sagt er. Auch das habe ich doch schon mal gehört, von Jan. Die unterschiedlichen Menschen ticken doch ziemlich gleich.

Als Taylor bei Mondlicht „Nothing else matters“ spielt, bekomme ich Gänsehaut. Lina steuert die sanften, hohen Töne bei, Jan stimmt mit seiner tiefen Bassstimme und André Navarrete Berges mit seiner rauen, aber nicht ganz so dunklen Mittelstimme ein. Das ergibt ein Gesamtkunstwerk, einen Zauber, der mich erfasst und mich völlig vergessen lässt, dass mein Schweiß langsam auf meiner Haut trocknet und mein Körper auskühlt. Das einzige, was ich spüre, ist ein warmes Gefühl rund ums Herz.

Nachdem ich das zauberhafte Schauspiel eine Viertelstunde lang stehend und mit offenem Mund verfolgt habe, wage ich es, die Stimmung zu unterbrechen, hole mir einen Stuhl dazu und setze mich in den Kreis. Wortlos reicht mir Jan die Shisha. Den Tabak, den wir da rauchen, hat ein Vater einer Freundin aus Afrika importiert. „Deswegen ist er so weich und mild und kratzt nicht im Hals“, sagt Jan.

Dann legt André eine Box auf den Tisch, die wie eine große Karteibox aussieht, in Wirklichkeit aber ein überdimensionierter MP3-Player ist. Erneut beginnen die drei im Chor zu singen, der Präsident des Studentenparlaments als Bass, die UN-Mitarbeiterin Lina als Sopran und der coole André Navarrete Berges als Mittelstimme. Dieses Mal singen sie jedoch nicht in Englisch, sondern in Sprachen, die mein Ohr noch nie vernommen hat. Als Jan das Fragezeichen in meinem Gesicht sieht, erklärt er: „Das sind Lieder, die wir in Wales auf sieben verschiedenen Sprachen gelernt haben: von afrikanischen Stammessprachen wie Sualhi über Ukrainisch bis zu Latein.“

Aufgestellte Nackenhaare signalisieren mir die Magie dieses Moments. Es ist, als ob Klaus Johann Jacobs gerade von oben auf uns herabschaut und dabei zufrieden auf sein Erbe lächelt. In diesen Minuten begreife ich, wie schön die Welt ist. Meine Augen werden feucht, meine Kehle trocken und ich bin froh, dass mich die Dunkelheit der Nacht in diesem Moment vor den Blicken der anderen schützt.

Ich schaue in den Mond und sage mir: Das muss es gewesen sein. Die Kreation dieser einzigartigen Momente muss sich der Namensstifter der Universität von seiner 200 Millionen Euro-Spende vor drei Jahren erhofft haben. Dieser „dive into diversity“, dieser Sprung in die Vielfalt und Komplexität dieser Welt, die nur Hand in Hand mit anderen Kulturen zu lösen ist, muss der Beweggrund des Bremer Kaffeerösters gewesen sein. Das ist sein Geist, der in Momenten wie diesen noch immer durch seine Universität weht.

Jacobs selbst hat es bei der Rede nach seiner Spende so formuliert: „Wer die unglaubliche internationale, interkulturelle Atmosphäre und das friedliche und gleichzeitig leistungsbereite Zusammenleben auf diesem Campus erlebt, der merkt, dass hier in einer Art und Weise Zukunft gestaltet wird, wie man es sich für die kommende Generation nur wünschen kann.“ Jedes weitere Wort wäre überflüssig.